

## **Christliches Menschenbild und SGB II**

Vortrag auf der Fachtagung der Diakonie der Bayerischen Landeskirche  
am 26.05.2009 in Stein bei Nürnberg

Gerhard Wegner

Über Menschenbilder wird viel geredet – es wird nach den aus ihnen folgenden grundlegenden Orientierungen gefragt. Vielfach geschieht dies aus einem übergreifenden Interesse an der Integration der Gesellschaft; mithin an Fragen der Orientierung des gesamten Gemeinwesens bzw. nach „leitenden Bildern“, die unsere Kultur insgesamt grundieren. Von Vornherein ist das Fragen nach solchen Bildern eine Abstraktion, die auch Gefahren birgt, da man sich bei der Beschäftigung mit Bildern von der unmittelbaren konkreten Begegnung mit dem betreffenden Menschen distanziert. Leicht kann es deswegen geschehen, dass Menschenbilder abstrakte Diskussionen provozieren und die Realität des konkreten Menschen vor Ort nicht mehr in den Blick gerät. Insofern ist bei der Frage nach Menschenbildern durchaus Vorsicht und Skepsis geboten.

An einer Stelle jedoch wird das Reden vom Menschenbild unmittelbar konkret, nämlich dann, wenn es um diejenigen Menschen in der Gesellschaft geht, die am unteren Ende der sozialen und kulturellen Hierarchie verortet werden; wenn es mithin um von Exklusion, mangelnder Teilhabe oder eben von Armut bedrohte oder längst betroffene Menschen geht. Nicht nur in der christlichen Tradition ist die Probe aufs Exempel für die Wertigkeit eines praktizierten Menschenbildes die Situation der Schwächsten in der Gesellschaft. Eine Gesellschaft, so kann man plausibel formulieren, ist nur soviel wert, wie sie ihre schwächsten Glieder behandelt. Und das in ihr geltende Menschenbild kann sich nicht an der Situation der Better-Off orientieren, sondern findet seine Bewährungsprobe gerade in den Lebensmöglichkeiten der Schwächsten.

Aus diesem Grunde ist es von entscheidender Bedeutung, sich über die grundlegenden Wertorientierungen bzw. die zugrundeliegenden Menschenbilder in der die wichtigste Armut regulierende bzw. armutspräventive Sozialgesetzgebung in Deutschland, das SGB II, zu verständigen. Welche Bilder vom Menschen, vom hilfsbedürftigen, beschädigten oder in irgendeiner Weise behinderten Menschen finden sich in dieser Sozialgesetzgebung und wie sind die entsprechenden Bilder zu bewerten? Diese Thematik lässt weitergehender auch die Frage stellen, welche Leitbilder vom Menschen sich in der christlichen Tradition, die die Praxis der Diakonie anleitet, finden lassen. Es geht hier um Bilder, die uns in der Kirche und Diakonie und auch sonst in unserer Praxis anleiten, die sozusagen in uns arbeiten, wenn wir arbeiten. Menschen leben in Bildern oder besser gesagt, sie leben in Szenen, in Schlüsselszenen, an die sie sich erinnern und in denen sie ihre eigene Identität und ihre Persönlichkeit entdeckt haben und immer wieder lebendig rekonstruieren können.

Solche Bilder sollten nicht die konkrete Begegnung mit den betreffenden Menschen überformen oder sogar verdrängen. Gerade in der christlich-jüdischen Tradition wird deswegen vor dem zu starken Verfallen an Bilder durch das biblische Bilderverbot gewarnt. „Du sollst dir kein Bildnis von Gott machen“, heißt immer auch, dass man sich kein Bild vom Menschen bzw. kein endgültiges Bild vom Menschen machen soll, auf das Menschen so fixiert werden, dass sich in der konkreten Begegnung mit ihnen nichts Neues oder Überraschendes ereignen könnte. Sehr aufschlussreich ist in dieser Hinsicht die klassische Kontroverse zwischen Max Frisch und Bertolt Brecht. Max Frisch hat in seinen berühmten „Tagebüchern“ davon gesprochen, dass Liebe zu einem Menschen bedeutet, sich kein Bild von ihm zu machen und für dessen Veränderungen, solange man liebt, offen zu sein. Bertolt Brecht dagegen dreht in den „Geschichten von Herrn K.“ diese These genau um. Herr K. wird gefragt: „Was tun Sie, wenn Sie einen Menschen lieben?“ Und Herr K. antwortet: „Ich mache mir ein Bild von ihm und sehe zu, dass er ihm gleich wird.“ Die Rückfrage ist dann: „Was, das Bild dem Menschen oder der Mensch dem Bilde?“ und die klare Antwort ist: „Der Mensch dem Bilde.“ Das Liebesverständnis ist ein wahrscheinlich nicht total anderes als bei Max Frisch, aber es ist völlig anders akzentuiert, indem hier ein produktiver Bezug auf den anderen hergestellt wird: ein Bezug, der ihn qua Liebe verändern will, eine Liebe, die den anderen vom Abgrund zurückreißt und ihn nicht ins Elend laufen

lässt – die quasi stellvertretend für ihn selbst Verantwortung übernimmt. Dieser Unterschied wird uns im Folgenden noch häufiger begegnen.

Ohne Bilder geht es nicht, denn Bilder entstehen auch dadurch, dass wir in unserem Leben und vor allen Dingen in unserer eigenen Bildungsgeschichte stets Anteile an den großen Erzählungen, den Storys, haben, die die Kultur in unserem Land und auch die Sozialisationsgeschichte von den meisten von uns erkennbar prägen. Bilder haben nicht zuletzt auch Anteil an den großen Storys des christlichen Glaubens in der biblischen und allgemein christlichen Tradition. Sie ist, wie fast alle religiösen Traditionen, vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie aus einer Aneinanderreihung von Szenen, die in Erzählungen versammelt sind, besteht. Der Glaube tradiert sich über solche Erzählungen und mithin über vielfältige Formen von Bildern, in denen der Glaube inkarniert ist und die er auch immer wieder wachruft. Erst in einer reflektierten, aber sekundären Form wird der Glaube dann auch zu einer Theorie und verdichtet sich in Begrifflichkeiten. Aber lebendig ist er in eben diesen Bildern, Szenen und Erzählungen.

Die Bedeutung eines solchen Denkens für die Analyse SGB II wird sofort deutlich, denn durch die Regelungen dieses Gesetzwerkes werden, wie in anderen juristischen Texten auch, Menschen eingeordnet; formatiert. Es werden bestimmte Fälle konstruiert, unter die dann die Menschen mit ihren speziellen Problemen oder Besonderheiten durch dafür extra beauftragte Personen subsumiert werden müssen. Es kann dann so sein, dass jemand im Rechtskreis des SGB II ganz praktisch gesehen einen Raum betritt, in dem ihn jemand „betreuen“ soll. Wenn dann die Bildhaftigkeit des ganzen Geschehens bereits völlig fixiert ist, dann rastet schon bei dieser ersten Begegnung etwas ein, was das weitere Verfahren und den weiteren Betreuungsweg des betreffenden Klienten von vornherein prägt. Bilder werden dann zu Sortierungs- und damit zu Herrschaftsinstrumenten.

Es könnte aber auch so sein, dass die Beteiligten, insbesondere die professionell Beteiligten, sich ihrer vorgängigen Bilder möglichst bewusst sind und über die bewusste Reflexion dieser Bilder offenbleiben für Entdeckungen und Sperriges und Besonderes an den jeweiligen Personen wahrzunehmen lernen. Es könnte sein, dass sie auf diese Weise, indem sie über ihre Bilder, ihre eigenen und ihre

gesetzmäßigen Bilder, reflektieren, sich auf den individuellen Fall des Hilfe suchenden Menschen konkret einzustellen lernen. Aber natürlich ist auch so, dass in diesen Arbeitszusammenhängen die Menschen, die professionellen wie die anderen, nicht im Paradies leben, d.h. vor allen Dingen nicht unendlich viel Zeit für die Begegnung zur Verfügung haben, sondern in einer mehr oder minder effizienten Weise innerhalb eines bestimmten Zeitraums die Fälle abarbeiten müssen. Insofern sind zurecht gelegte Bilder nichts anderes als Techniken, die für die Anwendung von Hilfe von außerordentlich großer Bedeutung sind. Aber auch dann fragt sich wiederum, welche Bilder, welche Grundoptionen liegen den entsprechenden Hilfetechniken zugrunde? Lassen sie sich als solche vertreten oder verzerren sie zu stark das, worauf es im Hilfehandeln konkret ankommt?

Eine grobe Unterscheidung entsprechender Bilder vom hilfebedürftigen Menschen lässt sich danach vornehmen, ob sie vor allen Dingen auf die Defizite dieser Menschen abheben oder aber ihr nach wie vor immer auch vorhandenes Potenzial abbilden können. Geht es also darum, von vornherein das Negative zu erkennen oder bestimmte positive Aspekte zumindest auch mit wahrzunehmen. Anzustreben sind sicherlich immer realistische Bilder, die sich im Einzelfall herausbilden müssen und sich dann auch bewähren können. Professionalität im Hilfehandeln entscheidet sich nicht zuletzt am Umgang mit solchen Bildern. Weder kann man von vornherein Defizitbilder völlig ablehnen noch kann man Potenzialbilder als einzig mögliche betrachten. Entscheidend wird es immer sein, dass zwischen den Bildern, die im Kopf der Professionellen vorhanden sind und der tatsächlichen Lebenssituation der Hilfesuchenden Differenzen bestehen und diese möglichst bewusst gemacht werden können. Damit kann dann konkret und zielorientiert gearbeitet werden.

Im Folgenden soll das Thema in drei Hinsichten entfaltet werden:

1. Zur Teilhabe berufen. Unter diesem Titel werden christlich-fundamentale Aussagen zum christlichen Menschenbild gemacht. Wie erlebt die christliche Tradition den Menschen, wie denkt sie ihn?
2. Zur Teilhabe befähigt. Unter diesem Titel sollen sozialetische Überlegungen für die Gestaltung von gesellschaftlichen Strukturen angestellt werden, die sich aus

den fundamentaltheologischen Überlegungen als Anforderung an eine gerechte Gesellschaft ergeben.

3. Zur Teilhabe geholfen. Unter dieser Überschrift geht es genauer um eine Auseinandersetzung mit den im SGB II juristisch fixierten Bildern des betroffenen Menschen.

Das Ganze wird mit einem kleinen Fazit, in dem noch einmal auf die Bibel zurückgegangen wird, abgeschlossen.

Meine grundlegende These für das Folgende ist: Im christlichen Glauben lassen sich Menschen als von Gott Berufene begreifen. Alle Menschen haben durch diese Berufung gewisse Potenziale – Berufung resultiert letztendlich aus der Teilhabe an Gottes Wirklichkeit selbst. Diese Teilhabe soll sich in der Gesellschaft realisieren. Oftmals ist sie verschüttet und dann muss sie neu ausgegraben und wachgerufen werden. Aktivierung in dieser Hinsicht verstanden, kann nur eine Aktivierung der in den Menschen vorhandenen und ihnen in dieser Sichtweise von Gott geschenkten Talenten und Möglichkeiten sein. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass jedem Menschen solche Gaben gegeben sind und es deswegen aus christlich-existenzieller Sicht, aber auch dem Interesse der Gesellschaft selbst, nicht angehen kann, solche Potenziale nicht zu nutzen. Von daher ergibt sich ein spezifischer, durchaus auch spiritueller Blick auf das Problem der Armut. Armut lässt sich von diesem Gedanken her im Kern als Verhinderung, seine eigene Bestimmung, seine Berufung leben zu können, begreifen.

Armut ist deswegen natürlich zunächst materielle Benachteiligung, z. T. extremer Art, aber sie ist immer auch so etwas wie spirituelle Benachteiligung, weil durch spezifische Situationen die Menschen ihrer eigenen Bestimmung nicht mehr gerecht werden können. Über diese Form der spirituellen Benachteiligung wird wenig geredet. Sie scheint mir aber gerade im Blick auf die Beurteilung des SGB II und seine Aktivierungsinstrumente von großer Bedeutung zu sein. Seine eigene Bestimmung vor Gott erkennen zu können und dazu auch von anderen geholfen zu werden, ist nichts anderes als eine Form von Bevollmächtigung, von Empowerment.

Es kann eine gewaltige Kraft entwickeln und sollte viel mehr in den Blick unserer Praxis geraten.

## **1. Zu Teilhabe berufen – Fundamentaltheologische Überlegungen zum Menschenbild**

### *– Berufung*

Ich setze ein bei der Frage, wie Gott und Mensch aus der Sicht des christlichen Glaubens zusammenwirken. Dieses Zusammenwirken wird in der lutherischen christlichen Tradition fundamental als Berufung der Menschen durch Gott in seinen Dienst verstanden. Luther betont immer wieder, dass jeder Mensch über eine Berufung verfügt, die ihn in einen spezifischen Beruf einweist. Bei Luther ist dies, geschuldet seiner Zeit und vielfältigen eigenen Erfahrungen, recht statisch gedacht. Der Einzelne wird nicht nur in einen von ihm irgendwie frei gewählten Beruf, sondern in einen spezifischen Stand berufen, aus dem er sein Leben lang im Grunde genommen nicht mehr entkommen kann. So statisch können wir Berufung heute natürlich nicht mehr verstehen. Wenn man heute über Berufung redet, dann kann es nur die Berufung dazu sein, man selbst zu sein und seine eigene Identität und Authentizität in den gesellschaftlichen Zusammenhängen, in denen wir leben, auch entfalten zu können und auch spezifisch entfalten zu dürfen. Die Berufungsformel in dieser Hinsicht kann heute nur lauten: du sollst, du darfst und du kannst du selbst sein und brauchst dich nicht verbiegen zu lassen. Die Teilhabe an der Wirklichkeit und an der Kraft Gottes, in diesem Sinne die Berufung, ist damit immer zugleich auch die Bevollmächtigung, sich selbst mit seinen Gaben und Fähigkeiten zu entwickeln und in die Gesellschaft einzubringen.

Dieses Berufungsverständnis ist zur Grundlage der Denkschrift der EKD über Armut aus dem Jahre 2006 gemacht worden. Hier wird gleich zu Beginn der Teilhabebegriff bzw. das Teilhabverständnis in Gottes Wirklichkeit selbst verankert. Über diese etwas steile Ausgangsthese dieser Denkschrift ist zum Teil viel geredet und auch gespottet worden, aber sie ist – wenn auch vielleicht etwas zu emphatisch formuliert - , deswegen noch lange nicht falsch. Als Ausgangspunkt wird hier gedacht, dass Gottes Fülle, das Leben aus seiner Fülle, im Grunde genommen überall in den Potenzialen der Menschen sichtbar ist und jeder daran in der einen oder anderen

Weise Anteil haben kann. Dies bedeutet in einer grundsätzlichen Sichtweise, dass jeder Mensch „Genug“ bekommen sollte, keiner zu wenig, aber auch, und das ist eine entscheidende Pointe, keiner zu viel. Es gibt ein Maß für die Anteilhabe an Gottes Wirklichkeit und damit auch ein Maß für die Anteilhabe an den Möglichkeiten in seiner Schöpfung.

Das Symbol für diese Redeweise, das auch in der Armutsdenkschrift erwähnt wird, ist der berühmte Bibeltext aus 1. Kor. 12 vom Leib Christi, an dem die Menschen die verschiedenen Glieder darstellen. Die Wirklichkeit der Welt wird als ein organisches Ganzes gedacht, in dem Menschen mit ihren Möglichkeiten und Potenzialen spezifische Funktionen, wie die Glieder eines Leibes, erfüllen. D.h. von vornherein, dass Menschen nicht gleich sind, sie sind im Gegenteil sogar sehr verschieden, ganz verschieden begabt, nicht jeder kann alles, aber alle sind als Glieder am Leibe Christi als gleichwertig zu betrachten und der Bibeltext von Paulus wird auch nicht müde zu betonen, dass es gerade diejenigen Glieder sind, die am Leib gewöhnlich für minderwertig gehalten werden, die mit besonderer Ehre „umkleidet“ werden sollen, wie es hier ausgedrückt wird. Es geht um eine nicht nivellierende Egalitätsvorstellung. Von vornherein ist damit ein Bild des Ganzen, der Wirklichkeit und der Gesellschaft beschrieben, in das alle Menschen integriert sind, in dem alle teilhaben können und genau dies spirituell grundiert ist. Die materielle Benachteiligung kann die Teilhabe an diesem Ganzen erheblich beeinträchtigen und sie kann es und tut es dann ganz besonders, wenn sie auch zur spirituellen Beeinträchtigung wird. Aber sie kann sie nicht grundsätzlich aufheben: sie bleibt erhalten, wenn auch verschüttet. Und andersherum kann Reichtum und eine übertrieben große Teilhabe (= Macht) dem Wert des Menschen nichts hinzufügen.

Statt Berufung kann man an dieser Stelle auch plausibel von der Bestimmung des Menschen reden. Aber ganz gleich, wie man das im Einzelnen tut, auf jeden Fall ist hier ein deutliches Gefälle beschrieben, das von der spirituellen Ebene auf die real erfahrbare weltliche Ebene führt, denn, egal ob Berufung oder Bestimmung, das, was damit gemeint ist, sollen Menschen auch im wirklichen Leben erfahren können. D. h., sie sollen mit ihren Potenzialen und Möglichkeiten auch in der Gesellschaft wirksam werden können. Selbstwirksamkeit, Selbstentfaltung, Selbstbestimmung sind deswegen von ganz großer Bedeutung. Wenn ich dazu berufen bin, ich selbst sein

zu können, dann ist dies auch ein Imperativ, den ich in der Gesellschaft umsetzen darf, und dies bedeutet dann eben auch: den ich selbstbewusst umsetzen darf. Wer von Gott berufen ist: wie könnte so jemand denn nicht selbstbewusst sein? Dabei geht es natürlich nicht immer nur um Lust und Spaß, wie manche modernen Diskurse über Selbstentfaltung suggerieren. Es geht gerade in der Bewährung und Entfaltung des eigenen Selbst auch um Dinge wie Pflicht und um Notwendigkeiten, die zu erfüllen sind. Es geht auch darum, die eigene Beauftragung auch unter Schwierigkeiten durchzuhalten und mit den eigenen Gaben und Fähigkeiten auch dauerhaft anderen nützlich zu sein. Es geht aber vor allen Dingen darum, dass jeder und jede einen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung hat, an dem er oder sie teilhaben kann und dafür in der gesellschaftlichen Ordnung auch Anerkennung findet.

– *Angewiesenheit*

Aus dem Gesagten wird bereits ein zweiter wichtiger Aspekt des christlichen Menschenbildes deutlich, nämlich die Tatsache, dass Menschen stets aufeinander angewiesen sind. Das Bild vom Leib Christi als christlicher Gesellschaftsvorstellung macht dies deutlich. Niemand ist - auch nicht durch seine Berufung zum Selbst-Sein - eine Insel oder hat das Recht, Ressourcen anderer für sich zu nutzen. Stets ist der Platz, den man in der Gesellschaft einnimmt, treuhänderisch, stellvertretend für die Teilhabe nicht nur meines eigenen Selbst, sondern auch anderer zu nutzen. Insbesondere die unter uns Menschen so wichtigen Größen wie Macht, aber auch des Reichtums oder des Eigentums sind in dieser Sicht nur vorübergehend verliehene, treuhänderisch zu nutzende Möglichkeiten, die für alle verantwortlich genutzt werden sollen. Wer etwas darstellt in der Gesellschaft, wer etwas geworden ist, wer besonders viel Leistung bringt und dafür in der Regel ja auch viel Anerkennung bekommt, der verdankt dies alles auch immer den Möglichkeiten, die ihm andere eingeräumt haben, und er oder sie hat die Pflicht, etwas von diesen Möglichkeiten der Gesellschaft zurückzugeben. Das ist klassisches christliches Ethos; das ist ein Denken aus der Proexistenz für andere und es ist nicht zuletzt grundlegend für das Verständnis einer christlichen Leistungselite.

– *Verantwortung*

Verantwortungsdenken aus diesem Geist betrifft alle in der Gesellschaft, aber Verantwortung ist auch durchaus unterschiedlich verteilt und diese Unterschiedlichkeit in der Verteilung wird z. T. durch Redeweisen, die undifferenziert von „wir“ und „uns allen“ reden, verdeckt und führt dann leicht dazu, dass diejenigen, die tatsächlich Macht haben, zu schnell exkulpiert werden. Verantwortung tragen in einer Gesellschaft insbesondere diejenigen, die über Freiheitsspielräume verfügen, d.h. die zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählen können – nicht alle können das – und deren Entscheidungen mit Folgen für andere Menschen zu tun haben. Man könnte einen christlichen „Elite“- oder Machtbegriff geradezu definieren: zur Elite gehören diejenigen, die wissen, dass von ihren Entscheidungen andere Menschen betroffen sind und die sich dementsprechend verhalten.

Aber natürlich hat Verantwortung in der Gesellschaft in gewisser Hinsicht auch jeder und jede. Auch „einfache“ Arbeitnehmer und auch Menschen, die von Armut bedroht sind, haben im Prinzip eine Verantwortung für ihr eigenes Leben. Wenn man ihnen diese absprechen würde, würde man ihnen ihre Würde nehmen. Würde im christlichen Sinne resultiert daraus, dass ich selbst stets gegenüber Gottes Angesicht stehe und von ihm gerechtfertigt, aber vor ihm auch rechenschaftspflichtig bin. Insofern gibt es auch eine Verantwortung z. B. für eigene Trägheit, d.h. dafür, die eigene Berufung nicht wahrnehmen zu wollen, oder sich anders zu weigern, das eigene Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Verantwortung resultiert christlich gesehen daraus, dass ich und der andere stets in einer Dreierkonstellation (Ich-Du-Gott) stehen und dementsprechend auch das Bild vom Menschen ist: Ich bin nie mit meinem Klienten oder mit meinem Partner oder wem auch immer nur in der Zweierbeziehung aufgestellt. Es sind nie nur ich und der Chef oder ich und der um Hilfe Ersuchende, sondern diese Zweierbeziehung ist immer umrahmt von einer grundlegenden, sozusagen „objektiven“ Beziehung, die wir beide zu Gott haben.

D.h., dass das Ganze der Situation, in der ich gerade stehe, eine trianguläre Struktur hat und jede Handlung sich in gewisser Hinsicht immer Gott inkludiert, der an ihrem Horizont, symbolisch gesprochen, aufleuchtet. Es kann dann sein, dass in einer entsprechenden Sicht auf meine Handlung, die geradezu meditativ und damit höchst präsent sein kann, sozusagen tatsächlich das Licht Gottes aufblitzt und mehr passiert, als ich jeweils tun könnte – dass dann sozusagen „ein Engel vorübergeht“.

Die Voraussetzung hierfür ist, dass ich für ein Wirken Gottes in der konkreten Begegnung mit anderen offen bin und dieses Offensein für das Wirken Gottes realisiert sich in nichts anderem als in der Offenheit für den anderen Menschen, den ich trotz aller Bilder, die in meinem Kopf vorhanden sind, nicht auf sie festnageln möchte, sondern, soweit ich es auch nur irgend kann, mich selbst für ihn und seine Möglichkeiten öffne will.

Insgesamt ist damit ein Menschenbild beschrieben, das den Menschen als an der Wirklichkeit Gottes partizipierend begreift, befreit dazu, er oder sie selbst sein zu dürfen, und auf diese Weise befreit zu sich selbst. Nichts anderes ist mit den ja manchmal so naiv klingenden Sätzen von der Liebe Gottes zu uns Menschen gemeint. Nichts anderes ist mit der Rede von Taufe gemeint, in der Gott uns sozusagen an Kindes statt adoptiert und wir einen Vater oder eine Mutter erhalten, der oder die ein Leben lang an unserer Seite stehen wird: „erwachsene Kinder“ Gottes sozusagen werden. Aus dieser Partizipation an der Fülle Gottes heraus kann ich selbst gerade professionell präsent sein in den oftmals schwierigen Situationen, weil ich weiß, dass ich in diesen Situationen nie nur alleine wirke, mich deswegen nicht zu überfordern brauche, aber gleichzeitig auch aufmerksam für Möglichkeiten bin, die ich selbst vielleicht gar nicht erahnt habe.

#### – *Schuld und Neuanfang*

Das christliche Menschenbild wäre nicht komplett, wenn man an dieser Stelle nur auf die positiven Möglichkeiten der Teilhabe an der Wirklichkeit Gottes hinweist. Jeder weiß – und diese Realität wird von der Bibel und der christlichen Tradition ja auch überhaupt nicht verschwiegen –, dass oftmals nicht die Partizipation an der Großzügigkeit Gottes und die Weitergabe dieser Großzügigkeit das Entscheidende ist, sondern gerade ihr Verdrängen und das Versagen gegenüber der eigenen Berufung, die Liebe Gottes weiterzugeben. Die menschliche Situation ist in vielfacher Hinsicht besonders dadurch gekennzeichnet, dass man die Abhängigkeit von der Wirklichkeit Gottes verleugnet und sich im Festhalten an dem, was man hat, und im Drehen um die eigenen Möglichkeiten gegenüber der Wirklichkeit Gottes verschließt. Die Berufung dazu, selbst zu sein, wird dann zur Selbstkonstruktion umgeschmiedet, in der ich mich selbst berechtigt fühle, alle anderen und das gesamte Material der Schöpfung nur noch zu meiner eigenen Stilisierung zu gebrauchen.

Solche Phänomene lassen sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit überall ausmachen. Wer einen Blick dafür entwickelt, wie sehr sich die verschiedenen Gruppen z.B. gegeneinander stilisieren oder sich auch das gesellschaftliche Machtgefüge sich baut, der merkt schnell, wie hier die klassische Rede von der Sünde als Selbstbehauptung gegen die große Wirklichkeit Gottes immer wieder deutlich Gestalt gewinnt: im persönlichen Verhalten, aber auch in strukturellen Aspekten jeder Art. Allein die Tatsache, dass es in diesem großen Umfang überhaupt Armutsbedrohung gibt, ist ein Zeichen dafür, wie stark die Sünde in der Welt wirkt. Oftmals ist es deswegen schon ein erheblicher Gewinn, wenn Strukturen aufgebaut werden, die dem Überhandnehmen der Sünde und des Bösen wehren können - wenn es Ordnungen in der Gesellschaft gibt, die zumindest einen zeitlichen Frieden und eine gewisse Gerechtigkeit unter den Menschen stiften. Und ganz viel ist dann gewonnen, wenn Menschen es tatsächlich schaffen, vor dem Ruf Gottes, der sich in ihrer Berufung aktualisiert, nicht wegzulaufen, sondern ihm Stand zu halten und ihn entsprechend in der Gesellschaft umsetzen.

Die Macht der Sünde artikuliert sich in unserem individuellen Leben vor allem in einem bestimmten Phänomen und das ist das, was man als das „schlechte Gewissen“ beschreiben kann, das wir bisweilen haben, wenn wir gegen das verstoßen, was wir eigentlich gelernt haben, für richtig zu halten und in der einen oder anderen Weise das Vertrauen eines anderen missbrauchen oder gar seine Lebensmöglichkeiten schädigen. Wo sich ein schlechtes Gewissen regt, ist dies aber immer noch ein Zeichen dafür, dass sich etwas von meiner ursprünglichen Berufung in meinem Leben realisiert hat und ich dieses schlechte Gewissen dann als Anstoß dazu nutzen kann, mich neu zu orientieren und einen neuen Anfang zu wagen. Ganz schlimm und gefährlich ist es dann, wenn sich solch ein Gewissen gar nicht mehr regt und Menschen mit einem beständigen guten Gewissen die größten Gräueltaten begehen, wie es in der Geschichte nicht gerade selten vorgekommen ist. Gewissensbildung ist deswegen eine der vordringlichsten Aufgaben des christlichen Glaubens.

## **2. Zu Teilhabe befähigt – Sozialethische Überlegungen**

Aus den beschriebenen grundlegenden, sozusagen existenziellen theologischen, Überlegungen folgen sozialetische Konsequenzen: Die Teilhabe an Gottes Wirklichkeit soll sich und kann sich in der Teilhabe an den gesellschaftlichen Möglichkeiten umsetzen. Dies bedeutet dreierlei:

- Zum einen geht es darum, dass Menschen ihre Berufung bzw. ihre Bestimmung erkennen können,
- zum zweiten muss es darum gehen, dass sie sich entsprechend dieser Berufung ausbilden lassen können und selbst weiterbilden und
- drittens schließlich geht es um die Teilhabe an der gesellschaftlichen Kooperation, in der sie sich mit ihren Gaben und Fähigkeiten einbringen können.

*- Die Berufung erkennen können*

Mit diesem Kriterium ist die Ebene der Zivilgesellschaft und der unmittelbaren Gemeinschaftsformen angesprochen, in denen Menschen in unserer Gesellschaft leben. Das Erkennen der eigenen Berufung und der eigenen Möglichkeiten vollzieht in der Regel im Leben in den Gemeinschaften, in die hinein wir geboren werden und auf die wir angewiesen sind, d.h. vor allem in den Familien oder in den unmittelbaren Beziehungskomplexen, in denen wir leben. Hier geht es darum, dass Begegnungen auf Augenhöhe möglich sind denn auf sie sind wir gerade im Erkennen unserer Berufung angewiesen. Nur in diesen Beziehungen bilden sich erste Formen der Selbstwirksamkeit heraus und finden Anerkennung.

Das Leben auf Augenhöhe mit anderen, für die ich in der einen oder anderen Weise wichtig bin und sie für mich, bedeutet immer auch eine Art Ausgesetztsein ihnen gegenüber, d.h. die Erfahrung des Anspruch von ihnen und ihrer Kritik an mir. Gerade diese Erfahrung ist entscheidend, um die eigene Bestimmung bzw. Berufung auch wirklich erkennen zu können. Damit ist aber auch schon gesagt, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Berufung nicht immer nur etwas Erfreuliches und nur Positives ist, sondern auch bisweilen mit harter Arbeit an sich selbst und mit vielfältigen Enttäuschungen über die eigene Grandiosität, die man sich immer eingebildet hatte, zu tun haben. Diejenigen, die über deine Fehler traurig sind – auf die kannst du dich verlassen. Dieser Satz gilt insbesondere für das Erkennen der

eigenen Bestimmung im Leben. Das heißt nichts anderes, als dass es gut ist, nicht immer nur die Anerkennung der anderen zu suchen, sondern gerade ihre Kritik, um so herauszubekommen, was wirklich in einem selbst steckt. Dazu braucht man den Spiegel der jeweils anderen. Und dazu braucht man insbesondere die Gemeinschaftsformen, die sich im Rahmen der Zivilgesellschaft herausbilden und in denen wir als Personen und nicht nur als Funktionen unser Leben einüben und ausüben.

#### - Ausbildung

Ein weiterer Schritt ist sodann die Möglichkeit, eigene Fähigkeiten ausbilden zu können. D.h., es geht darum, eine vernünftige Förderung und Forderung zu erleben, in denen sich meine eigene Persönlichkeit herausbilden kann. Gefordert ist damit von vornherein ein Bildungswesen, das möglichst individuell fördert und möglichst gute Chancen für möglichst viele ermöglicht. Wir wissen nun allerdings, dass gerade diese Anforderung im deutschen Bildungswesen nicht allzu gut umgesetzt ist. Das alte lutherische Berufsverständnis, das sich auf die Einpassung der Einzelnen in den jeweiligen Stand bezog, wirft immer noch seine Schatten. Man kann immer noch den Eindruck haben, dass es hier weniger um die Ausbildung der Einzelnen, sondern um ihre Einpassung in eine bestimmte Standesordnung je nach den Bildungsstufen geht. Unter diesem überkommenen Bildungswesen leiden heute viele. Die Schwierigkeit, diese Situation zu verändern, wird aber auch an vielen Beispielen deutlich.

Insgesamt verlassen etwa 20 Prozent der deutschen Jugendlichen die Schule, ohne einen vernünftigen, für eine berufliche Tätigkeit qualifizierenden Abschluss zu haben, was insgesamt, gerade im Vergleich der industrialisierten Länder, eine ungeheuer hohe Zahl ist. Auch hier kann man fragen, was für Bilder eigentlich hinter dieser Situation stehen. Nicht zuletzt geht es sicherlich hier auch um die Verteidigung von Privilegien, aber ich denke, dass insgesamt auch eine gewisse Hilflosigkeit vorhanden ist, wie man in einer Situation, in der in einem ungeheuer starken Maße die Leistungsfähigkeit von Kindern für ihre spätere Bewährung in der Ökonomie eingefordert wird, Bildung so steuern kann, dass auch möglichst alle mitgenommen werden. Es ist ja nun einmal so, dass die Kinder aus unterschiedlichen sozialen Situationen und Familienverständnissen in das Bildungswesen hineinkommen, in

dem dann sie zwar formal gleich, aber durch diese formale Gleichheit gerade zutiefst ungerecht behandelt werden.

Das Wochenende, das einige Kinder mit ihren Eltern in einem Freizeitpark oder bei den Großeltern auf dem Lande oder beim Grillen im eigenen Garten verbracht haben, ist eben von der Wertigkeit einfach nicht gleichzusetzen mit den Wochenenden anderer, die es mit Chips und Cola vor Videofilmen zubringen mussten. Die Situationen lassen sich, wenn die Kinder am Montagmorgen wieder in den Kindergarten oder in die Schule kommen, nicht als gleichwertig behandeln und doch müssen die Erzieher und Lehrer in der Lage sein, die Armutssituation nicht so zu wenden, dass daraus Demütigung der entsprechenden Kinder, Scham und Schuldzuschreibung erwächst. Aber wie dies zu leisten ist, darin sind wir nach wie vor nicht allzu gut geübt.

*- Sich selbst einbringen können*

Das Ziel des Erkennens der eigenen Berufung und der Ausbildung der eigenen Fähigkeiten besteht darin, sich selbst in die gesellschaftliche Kooperation, d.h. in die Ökonomie einbringen zu können. Letztendlich ist auch das christliche Menschenbild so gestaltet, dass die Beteiligung in der Arbeitswelt, wodurch sich Menschen selbst erhalten können und möglichst selbstverantwortlich leben können, zum Maßstab eines halbwegs teilhabegerechten Lebens gemacht wird. Durch die Beteiligung an dieser Kooperation kann sich auch die eigene Selbstwirksamkeit realisieren und sich eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen durch das eigene Geld, das man verdient, aufbauen. Nach wie vor ist diese ganze Sphäre an dem Besitz eines bezahlten Arbeitsplatzes ausgerichtet und nichts hat in unserer Gesellschaft einen so hohen Wert wie eben bezahlte Arbeit.

Diese Situation könnte natürlich auch anders sein, denn es ist nur allzu deutlich, dass sich die Beteiligung an gesellschaftlicher Kooperation nicht nur im Bereich bezahlter Arbeit, sondern auch in vielen anderen Bereichen vollzieht und dort mindestens genauso wertvoll wie in diesen bezahlten Bereichen ist. Alle Bestrebungen, an dieser Wertigkeit in der Gesellschaft etwas zu ändern, sind aber in den letzten zwanzig, dreißig Jahren nicht besonders vorangekommen, ja, sie sind weitgehend sogar

gescheitert. Insofern bleibt gar nichts anderes übrig, als nach wie vor dafür zu sorgen, dass möglichst viele Menschen in die Arbeitswelt inkludiert werden können, um auf diese Weise gute Möglichkeiten für die gesellschaftliche Teilhabe zu haben. Wobei man dabei natürlich gleich anmerken muss, dass nicht jede Arbeit auch gleichgute Voraussetzungen für die Entwicklung der eigenen Selbstentfaltung darstellt. Es gibt Formen von Arbeit, die zur Verkrüppelung des eigenen Selbst führen, von bestimmten Formen der Ausbeutung auf der Arbeit an dieser Stelle noch ganz zu schweigen

Gute Arbeitswelten entsprechen den bisher schon dargestellten christlichen Grundoptionen:

- Sie sind zum einen Bündnisse auf Zeit, in denen sich Menschen als Träger unterschiedlicher Funktionen wie Arbeitgeber und Arbeitnehmer für eine bestimmte Zeit aneinander binden, um gemeinsam Ziele zu erreichen.
- Die Leistungsanforderungen in solchen Arbeitswelten sind für jeden Einzelnen möglichst fair gestaltet. Sie sind erfüllbar. Sie machen nicht krank, aber sie bringen auch möglichst das Beste in einem jeden zum Tragen.
- In solchen Arbeitswelten ist gegenseitige Unterstützung zwischen den dort Tätigen möglich und es finden sich hierfür auch entsprechende Freiheitsspielräume, seine Aufträge in der ihm und ihr möglichen und angemessenen Weise zu erfüllen. Krankmachender Stress ist in der Regel eine Erfahrung von zu viel Fremdbestimmung und zu hohen Anforderungen unter dem Diktat der Fremdbestimmung.
- Es gibt in solchen Arbeitswelten ein Vertrauen in die Führung. Dieses Vertrauen beruht gerade nicht auf Weicheiern an der Spitze, sondern darauf, dass Menschen an der Spitze ihre Aufgabe, die Arbeitswelten beständig umzustrukturieren und sie veränderten Umweltbedingungen anzupassen, gerecht werden und auf diese Weise ein Unternehmen auf Dauer sichern. Ohne Vertrauen geht es an dieser Stelle nicht, da die betreffenden Unternehmer Entscheidungen treffen müssen, die sie letztendlich selbst verantworten und die nicht stets mit allen ausdiskutiert werden können, da dazu die Zeit gar nicht vorhanden ist.
- Es gibt in solchen Arbeitswelten ein erträgliches Maß an Ungleichheiten. Es ist nicht so, dass in der Arbeitswelt alle gleich behandelt oder auch gleich bezahlt

werden. Es wird allgemein anerkannt, dass es zur Förderung der Produktivität und zum Anstacheln eines gewissen Maßes an Eigeninteresse, gewisser Ungleichheiten in der Bezahlung und in den Lebensbedingungen braucht, aber dieses Maß muss erträglich sein und erträglich bedeutet nichts anderes, als dass sich das Maß an der Situation der Schwächsten ausrichtet. Im Prinzip muss das Maß der Ungleichheiten vor den jeweils Schwächsten gerechtfertigt werden können. Wenn sich dauerhaft die Lebenssituation der ganz oben und der ganz unten auseinanderentwickelt, kann dies nicht gerecht sein.

- Schließlich gibt es in solchen Arbeitswelten Partizipation und gemeinsame Entscheidungsmöglichkeiten sowie Transparenz möglichst vieler Vorgänge, so dass sich eine Identifikation mit dem gesamten Unternehmen herausbilden kann.

Insgesamt sind solche Arbeitswelten deswegen nicht nur Orte, an denen sich materielle Bedürfnisse befriedigen – so wichtig dies im Einzelnen natürlich auch ist, sondern Orte, in denen mit Sinn versehene Arbeit vollzogen wird, in der sich Menschen wiederfinden können mit dem, was ihnen selbst wichtig ist. Nicht immer ist dies alles nur toll und nicht immer ist jeder Job leicht zu bewältigen. Im Gegenteil: gerade wichtige Jobs belasten in der Regel und zehren auch an der eigenen Lebenskraft, aber dennoch trägt sich das Leben in ihnen durch, da wir an ihnen mit unserem Selbst beteiligt sind. Gute Jobs sind deswegen von weit größerer Bedeutung, als dass es nur um das Geldverdienen geht, aber ohne das geht es natürlich auch nicht.

Also: die Linie geht sozialetisch von der Berufung bzw. der Bestimmung zur Befähigung, zum Selbstsein, zur Selbstwirksamkeit, zur Selbstständigkeit von Menschen bis dahin, sich selbst in die gesellschaftliche Kooperation einbringen zu können und sich dort mit den eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten im Interesse der eigenen Selbsterhaltung und zum Wohle aller zu betätigen. Mit dieser Linie ist ein spezifisch christliches Gesellschaftsbild skizziert, in dem die gesellschaftlichen Möglichkeiten für möglichst viele fair verteilt sind und verwendet werden – und ebenso sich natürlich die gesellschaftlichen Notwendigkeiten auch angemessen auf alle umlegen lassen.

Wie schon gesagt, ist dies aber nicht das Realbild unserer Gesellschaft, denn dieses ist durch gegenläufige Tendenzen der Unterbrechung dieser Linie gestört. Es ist durchaus nicht immer im Interesse einiger, dass sich andere mit ihren Begabungen und Fähigkeiten auch wirklich entfalten können. Es ist durchaus nicht immer im Interesse von einigen, dass es leistungsgerecht und begabungsgerecht in einer Gesellschaft zugeht. Dieses mangelnde Interesse kann sich bei denjenigen finden, die ohnehin in der Gesellschaft mächtig sind, aber es kann sich bisweilen auch bei denen finden, die zu den Schwachen zählen, da es sie in der Situation ihrer Schwachheit durchaus beunruhigen würde, wenn sie sich selbst mit ihren Gaben und Fähigkeiten einbringen sollten. Die Versuchungen, sich den Anstrengungen der Bildung und der Kooperation zu versagen, sind auch immer sehr groß. Sie lassen sich allerdings durchaus auch bisweilen bei den Mächtigen und Reichen finden, die sich in ihre eigenen Welten zurückziehen und sich von der Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung abkoppeln.

### **3. Zu Teilhabe helfen – Zum SGB II**

Wenn man diese Linie der Argumentation mit dem Ziel der Konstruktion einer christlichen Gesellschaftsgestalt Revue passieren lässt, dann wird im Kontrast deutlich – und dies ist ja eben auch schon erwähnt worden –, wie viele Störungen es in der Abfolge entsprechender Entwicklungsgänge bei den Einzelnen und auch strukturell in der Gesellschaft geben kann. Menschen erkennen ihre eigene Berufung oder ihre Verantwortung nicht oder sie werden durch vielfältige strukturelle oder persönliche Bedingungen daran gehindert, dies zu tun. Bisweilen ist es auch so, dass bereits in der frühen Kindheit Bedingungen erlebt werden, die entscheidend an der Entfaltung der eigenen Fähigkeiten hindern und das Vertrauen darein, man selbst sein zu dürfen nachhaltig schädigen. Solche Erfahrungen der Demütigung der eigenen Entfaltung gibt es in unserer Gesellschaft an vielen Stellen und sie verdichten sich natürlich am „unteren Ende“ der gesellschaftlichen Hierarchie in den Bereichen, die von Armut bedroht oder von Armut betroffen sind.

Aber auch davon abgesehen ist es natürlich so, dass nicht alle Menschen alles können und nicht alle Aufgaben übernehmen können. Es gibt immer viele Möglichkeiten des Mismatches zwischen den eigenen Bestimmungen und den

gesellschaftlichen Möglichkeiten und die Kräfte der Gesellschaft bzw. die Kräfte der kleineren oder größeren Gemeinschaften, an die ich gewiesen bin, oder auch der in der ökonomischen Potentiale versagen gegenüber Einzelnen. Insofern ist immer damit zu rechnen, dass es die hier gezeichnete Linie bisweilen auch für Mehrheiten in unserer Gesellschaften nicht gibt, da sich auf die private und rein ichbezogene Selbsterhaltung bezogene Strukturen durchsetzen, die gerade nicht treuhänderisch für alle genutzt werden. Realistisch ist dies auch immer zu erwarten. Man sieht dies allerdings erst dann genau, wenn man das positive Entwicklungsbild im Blick behält.

All dies kulminiert in der Situation derjenigen, die in besonderer Weise auf Hilfe anderer angewiesen sind, woraus nach unserem herkömmlichen Verständnis der deutsche Sozialstaat sein Existenzrecht bezieht. Kirche mit ihrer Diakonie bringt sich in ähnlicher Weise an dieser Stelle ein, um Menschen kompensatorisch Entfaltungsmöglichkeiten bereitzustellen, die ihnen sonst in der Gesellschaft nicht zur Verfügung stehen. Diese Hilfe kann viele Formen annehmen. Sie ist klassisch vor allen Dingen in materieller Hilfeleistung zu sehen, ohne die es natürlich in der Tat auch in keiner Weise geht. Diese vielfältigen Hilfeformen sind auch bekannt.

Aber nach dem hier vorgestellten Verständnis ist eines ganz deutlich: Egal, welche Form diese Hilfe auch immer annimmt, entscheidend ist es, Menschen kompensatorisch dazu zu befähigen, ihre Bestimmung bzw. ihre Berufung wieder wahrzunehmen, d.h. sie zu „aktivieren“ und in die gesellschaftliche Kooperation einbringen zu können. Darauf kommt es, so schwierig das im Einzelnen ist, immer wieder an. Es geht also in gewisser Hinsicht stets darum, Hilfe so zu gestalten, dass Menschen wieder selbstständig und in einem gewissen Umfang selbstverantwortlich agieren können, so weit dies geht. Nicht geht es darum, Menschen zu grandiosen Akteuren ihrer losgelösten Selbstverwirklichung zu machen, das wäre eine völlige Überforderung. Aber ihre eigenen Freiheitsspielräume ein Stück weit zu erweitern, so dass sie in einem gewissen Umfang wieder selbstwirksam tätig sein können und dies auch erleben, das ist schon das Ziel. Bisweilen geht die Erreichung dieses Ziels aber auch über menschliche Kräfte weit hinaus und nicht gerade selten, insbesondere in der Diakonie, kann es auch nur darum gehen, Menschen in ihrer schwierigen Situation bzw. in ihrem Leid beiseite zu stehen, ohne dass es noch Hoffnung gibt, dass Menschen wieder voll „hergestellt“ und vollkommen selbstständig in der

Gesellschaft agieren könnten. Gerade solche Situationen sind oft diejenigen, durch die Menschlichkeit besonders gefordert und aber auch in der Gesellschaft gefördert wird.

Dies bedeutet vor allem Hilfe so zu gestalten, dass die Art und Weise der Hilfe dem betroffenen Menschen nicht im selben Akt wieder schadet, d.h. den zu Helfenden nicht in einer spezifischen Weise von der Hilfe völlig abhängig macht und ihm Möglichkeiten, selbstwirksam sein zu können, im selben Akt der Hilfe möglicherweise auch noch wieder verbaut. Es gibt im Hilfesgeschehen und in vielfältigen Formen der Betreuung von Menschen, die Hilfe brauchen, auch so etwas wie ein Muster der erlernten Hilflosigkeit oder auch der Passivierung. Einige Formen der Hilfe neigen besonders hierzu, da sich in ihrer Passivität bestärkte Klienten vordergründig leichter versorgen lassen, als wenn man sich darum bemüht, ihre stets vorhandenen aber vorhandenen Potenziale zu nutzen und zu aktivieren. Ein solches Muster der erlernten Hilflosigkeit greift immer dann, wenn Menschen über längere Zeit völlig von Unterstützung abhängig werden und sich in solchen Situationen einzurichten beginnen.

Die von unserem Institut in Hamburg durchgeführte Studie konnte entsprechende Prozesse an mehreren Beispielen nachweisen. Diese Prozesse gehen soweit, dass selbst Träume davon, aus der Situation jemals wieder herauskommen zu können, ausfallen. Die Träume, die noch geträumt werden, richten sich höchstens darauf, einmal wieder schuldenfrei sein zu können, d. h., die Belastungen los zu sein, aber sie richten sich wenig auf ein mögliches ganz anderes oder schönes Leben jenseits dieser Belastungen. Alle Kraft dient dem Überleben im Milieu der Armut und dem sich Einrichten in ihm. Es bildet sich eine Haltung heraus, die von Tag zu Tag lebt, aber keine größeren Perspektiven mehr aufbauen kann. Vieles, was in den Medien und anderswo geschieht, kann dann in solcher Situation zum Alibi werden, sich selbst nicht mehr anzustrengen, aus der Situation herauszukommen. Zu solchen Alibis zählen z.B. die Arbeitslosenzahlen im Fernsehen. Obwohl diese Zahlen auf einem ganz hohen statistischen Niveau aggregiert sind und mit der individuellen Situation des jeweils Betroffenen so gut wie gar nichts zu tun haben, werden sie denn doch zum Alibi, dass es sinnlos ist, sich noch um irgendetwas zu bemühen. Dies war insbesondere in Hamburg sehr deutlich anzutreffen, da unsere

Interviewpartner am Rande des Hamburger Hafens lebten, in dem in den letzten zehn Jahren in einem erheblichen Ausmaß Arbeitsplätze, gerade auch für geringer Qualifizierte und von Armut Bedrohte, aufgebaut worden sind – gleichwohl wurde aber auch hier mit Verweis auf die hohen Arbeitslosenzahlen von der Aussichtslosigkeit jedes Bemühens, um einen Arbeitsplatz sich zu bewerben, gesprochen.

Auch kann es so sein – und diese Beispiele sind ja auch bekannt –, dass der mögliche Vorteil, den man durch einen Arbeitsplatz, der vielleicht mit 1.000 oder 1.100 Euro bezahlt wird, gegenüber dem Hartz IV Satz als zu gering betrachtet wird, um die notwendige zusätzliche Energie aufzubringen, sich auf solch einem Arbeitsplatz zu bewähren. Die Menschen bewegen sich in einer Art *Circulus vitiosus*, einer Art Teufelskreis, den sie glauben, nicht verlassen zu können. Demgegenüber müsste durch die Art der Hilfeleistung dieser *Circulus vitiosus* in einen *Circulus virtuosus* aufgesprengt werden, d.h., die Kräfte, die sich gegenseitig in solch einem Kreis immer wieder darin bestätigen, sich sozusagen „runterzuziehen“, müssten nach außen gewendet und zum Aufbruch genutzt werden. Was es hier bräuchte, ist folglich eine Art der Intervention in die Armutssituation, die aus Solidarität und Liebe zu den Betroffenen ihre Routinen stört und ihnen Ausbruchsmöglichkeiten und Hoffnungsmöglichkeiten auf ein besseres Leben eröffnet. Eine Art von „tough love“.

Und damit landet die Diskussion beim SGB II. Das SGB II markiert in der deutschen sozialpolitischen Entwicklung einen deutlichen Systembruch. Mit dem SGB II soll endgültig der Weg weg von der reinen Versorgung und Passivierung der von Armut Bedrohten und Betroffenen hin zu ihrer Aktivierung und späteren Wiedereingliederung in bezahlte Arbeit gegangen werden. Schon im ersten Paragraphen des SGB II wird dieses Ziel ganz deutlich angeschlagen: Alle Hilfeleistungen, die vorgehalten werden, dienen nur dem Ziel, dass Menschen wieder ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen und insofern selbstverantwortlich sein können. Im Verhältnis zu den alten Arbeitslosenhilfe- und Sozialhilfesystemen ist diese Zielsetzung neu, auch wenn entsprechende Aktivierungsvorstellungen immer irgendwie im Hintergrund gestanden haben. Insbesondere für Sozialhilfeempfänger gibt es hier heute mehr Instrumente, Aktivierungen vorzunehmen, und auch ihre materielle Situation kann man als zum Teil verbessert betrachten. Bei den ehemaligen Arbeitslosenhilfeempfängern hat es aber z.T. vor allen Dingen im

materiellen Bereich deutliche Absenkungen gegeben. Im Blick auf die Aktivierung steht auch für sie nun allerdings ein größeres Reservoir an unterstützenden und fördernden – aber immer auch fordernden und sanktionierenden - Möglichkeiten zur Verfügung. Im früheren System war eine konsequente und kompetente Aktivierung für diese beiden Gruppen nicht vorgesehen und man hatte sich im Grunde genommen auf breiter Front damit abgefunden, dass hier durch die materielle Unterstützung eine, die Gesellschaft beruhigende, Passivierung vollzogen wird.

Im Prinzip ist deswegen – so behaupte ich – das SGB II mit diesen Zielsetzungen, gemessen an christlichen Kriterien, sozialpolitisch besser ausgestattet, als dies bisher der Fall war. Aus christlicher Sicht lässt sich eine rein materielle Versorgung ohne aktivierende Elemente in keiner Weise rechtfertigen. Im Prinzip liegen jetzt also bessere Instrumente vor, Menschen zu helfen um im definierten Sinne, ihre eigene Bestimmung wieder zu erfahren, sich ausbilden zu lassen und sich einzubringen. Man kann in gewisser Weise sogar davon reden, dass nun durch das SGB II ein gewisser gesellschaftlicher Anspruch für alle auf entsprechende Hilfestellungen vorliegt.

Aber man muss an dieser Stelle natürlich sofort sagen, dass die Realität der Umsetzung des SGB diesen durchaus positiven Zielen bisher leider nicht entspricht. Zwar hat sich der Kreis der Anspruchsberechtigten ausgeweitet und insofern ist das SGB II armutsverhindernder als die bisherigen sozialpolitischen Instrumente, aber in gewisser Hinsicht ist das SGB II im Hinblick auf seine Zielsetzungen sogar gescheitert, wenn man sich insbesondere die nüchternen Zahlen anschaut. Hier gibt es auch nichts zu beschönigen. Die vorliegenden Evaluationen nach § 6 c des SGB II und weitere Evaluationen durch das IAB oder das WZB machen deutlich, dass von den angestrebten Zielen, die zu Beginn der neuen Gesetzgebung vorgegeben waren, nur wenig erreicht worden ist. So lässt sich festhalten, dass die Intensität der Aktivierung gegenüber den älteren Instrumenten generell erstaunlicherweise wenig zugenommen hat. Dies liegt offensichtlich auch daran, weil Standardprozesse den Hilfeprozess dominieren. Ein zielgerichtetes individualisiertes Vorgehen ist relativ selten, was auch mit den nach wie vor viel zu hohen Fallzahlen pro Fallmanager zusammenhängt.

Diese Situation ist mehr als enttäuschend: die Versprechen, die mit seiner Einführung gemacht worden sind, sind nicht gehalten worden und in der jetzigen Wirtschaftskrise ist auch nicht zu erkennen, dass hier noch nachgebessert werden würde. Deutlich wird auch, dass es nach wie vor eine hohe Konstanz im Leistungsbezug gibt. Dies gilt vor allen Dingen für Alleinerziehende, aber auch für längerfristig Arbeitslose. Gerade dies aber sollte durchbrochen werden, denn solche Konstanz lassen ja auf ein – wie auch immer bedingtes - Sich-Einrichten in der Armut schließen.

Entscheidend ist, dass gerade die neuen Instrumente nur funktionieren können, wenn Augenhöhe zwischen Klient und Fallmanager gewährt ist. Dies hängt damit zusammen, dass der wichtigste Aktivierungsantrieb bzw. das Aktivierungsmedium das Selbstbewusstsein der Klienten ist. Wird das Selbstbewusstsein gehoben, dann kann ein Aktivierungsprozess durchaus funktionieren. Wird es aber gedrückt, werden Klienten einer besonderen Erfahrung von Demütigung, Scham und Schuld ausgesetzt, müssen sie sich sozusagen vor dem Fallmanager zunächst einmal vollkommen entblößen, so dass das Ganze vor allem als ein Akt der Demütigung erlebt wird, wird kein Aktivierungsprozess der Welt, so gut er gemeint sein kann, noch greifen können. Dies heißt aber nichts anderes, als dass ein Aktivierungsprozess im Prinzip stets nur im Auftrag der Klienten erfolgen kann und folglich von ihnen ausgehen müsste. Sie müssen in diesem Prozess die Aktiven sein bzw. der Prozess muss so gestaltet werden, als wären sie es. Das heißt nichts anderes, als dass der Fallmanager an dieser Stelle stellvertretend oder eben auch treuhänderisch für die Klienten handeln muss, so sie das nicht selbst können. Entsprechende Verfahren sind in der Sozialarbeit ja auch nicht gerade unüblich und sie müssen nicht mit Bevormundung, Patriarchalismus oder Matriarchalismus zu tun haben.

Erste Studien zeigen, dass es durchaus erfolgreiche Prozesse gibt, die genauso verfahren. Das Medium ist das Aushandeln von individuellen Arbeitsbündnissen in der Situation. Nur dann kann ein selbstgesteuerter Aktivierungsprozess erfolgen. Ob dies funktioniert hat vor allem mit der Wahrnehmung der Situation durch die Betroffenen zu tun. Wenn sie selbst die Situation als völlig willkürlich erleben oder sich in ihr betont fatalistisch geben, sind die Bedingungen schlecht. Auf der anderen

Seite muss natürlich auch darauf geachtet werden, dass der Realitätsgehalt der Aktivierungssituation, d.h. die vertragliche Bindung der Betroffenen und die Notwendigkeit, Gegenleistungen zu erbringen, deutlich gewahrt wird. Der Realitätsgehalt darf nicht nur im Subtext vorhanden sein und ansonsten nur weich scheinende Verfahren angewendet werden. Das würde den Betroffenen auch nicht gerecht werden können.

Auf der anderen Seite findet sich in den Evaluationen, und zwar insbesondere in der nach § 6 c, auch eine Einsicht, die auf den ersten Blick etwas irritierend ist und die dort mit dem Ausdruck „Fordern ist Fördern“ zusammengefasst ist: „Mit Fordern ist allerdings nicht gemeint, nur Ansprüche zu stellen. Fordern bedeutet auch, Resignation zu verhindern und Perspektiven zu eröffnen, welche die Personen ohne fordernde Aktivierung vielleicht nicht wahrgenommen hätten, z.B. Bewerbungen weiter vorzunehmen.“ (S. 161) Aber natürlich müssen solche Forderungen auch realistisch sein. An diesem Beispiel wird noch einmal deutlich, dass die Notwendigkeit einer in gewisser Hinsicht paradoxen Intervention in den Resignationskontext der betreffenden Menschen von großer Bedeutung ist. Es gibt offensichtlich ein hohes Verdrängungspotenzial, das es zu durchbrechen gilt. Deutlich wird an dieser Stelle: die Fachlichkeit der Professionellen zeigt sich hier in Möglichkeiten, Resignation durchbrechen zu können, und sie zeigt sich hier, so würde ich es ausdrücken, in Formen einer zupackenden, griffigen „Liebe“ zu den Klienten, die sich der Kumpanei verweigert, praktische Hilfe leistet, auch mal zurechtweist, aber dies alles aus „Liebe“ zu den betreffenden tut und dies auch rüberbringt.

Insgesamt ist das Resümee der IAB-Evaluation sehr aufschlussreich. Dort heißt es (S. 129): „Es ergab sich, dass der Prozess der Aktivierung nicht zu verstehen ist, wenn man nicht die Wahrnehmungen und Deutungen der Betroffenen in die Analyse einbezieht: Wird die Aktivierung primär als Autonomieverlust erlebt, wird die Maßnahmeteilnahme als Gegenleistung für den Transferbezug betrachtet oder sieht der Betroffene das Angebot als Chance, anknüpfend an seine Erfahrungen und Kompetenzen, seine Lage auf dem Arbeitsplatz zu verbessern?“

Genauso ist es in der Realität und genau diese Frage entspricht letztendlich, so denke ich, auch den entwickelten Kriterien des christlichen Menschenbildes, denn sie heißt ja übersetzt nichts anderes als: Wird das entsprechende Angebot als Entfaltungsmöglichkeit der eigenen Fähigkeiten erlebt oder gerade als das Gegenteil, nämlich als Demütigung? Davon hängt alles ab und in der Art und Weise, wie sich die Hilfeleistung in diesem Kontext bewegt, entscheidet sich, welches Menschenbild tatsächlich zum Tragen kommt.

## **Fazit:**

Blicken wir zurück vom SGB II, seinen Zielen und seiner Realität, dem Fordern und Fördern, zum christlichen Menschenbild, ja direkt zur Bibel, zu einer klassischen Szene in ihr. Es ist die berühmte Geschichte von Jesus am Teich Bethesda, Joh. 5, 1-9.

An diesem Teich Bethesda im Osten Jerusalems lagen viele Kranke und Behinderte, die darauf warteten, dass sich das Wasser auf dem Teich bewegte. Die Vorstellung war, dass immer dann, wenn es sich bewegte und man rechtzeitig in das Wasser hineinkommen konnte, ein Wunder geschehe und man selbst gesund werden würde. An diesem Teich gab es auch einen, der dort seit 38 Jahren lag und keine Chance hatte, das Wasser rechtzeitig zu erreichen, es sei denn, jemand trug ihn hin, aber bisher hatte sich noch nie jemand gefunden. In diese äußerst resignative Situation – ein amerikanischer Prediger hat dies einmal als Self-Pity-Party bezeichnet – kommt nun Jesus hinein und wird von den Kranken gebeten, ihnen zu helfen und dieser Betreffende fragt ihn eben: „Herr, trägst du mich zum Wasser?“ Jesus verweigert sich aber dieser Bitte. Er fragt ihn vielmehr, ob er denn gesund werden will und als dies bejaht wird, fordert er ihn auf, seine Potenziale zu nutzen. „Steh auf, nimm dein Bett und geh hin!“ Und so tut das dieser Mensch dann auch und ist gesund.

Jesus fordert an dieser Stelle ein bestimmtes Verhalten. Vom Fördern ist hier auf den ersten Blick wenig zu spüren. Aber dieses Fordern Jesu ist nichts anderes als das Zutrauen, der Glaube daran, dass auch dieser behinderte Mensch trotz einer achtunddreißigjährigen Resignationsgeschichte eine Berufung, einen Auftrag von

Gott hat und insofern ist dieser Anspruch Jesu Empowerment, Aktivierung und Zutrauen zugleich. Es ist ein Akt von Tough Love, den Jesus hier vollzieht.

Darum genau geht es mit dem christlichen Menschenbild: Menschen etwas zuzutrauen, letztlich aus Liebe heraus, und dies gerade dann, wenn sie sich selbst das längst abgewöhnt haben. Das ist ganz gewiss keine einfache Aufgabe, aber es ist eine, auf der eine große Verheißung liegt.